



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hehn, Victor: Gedanken über Goethe : 1. Naturformen des
Menschenlebens : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Karoline von Wolzogen hat dies Idealbild ihres einstigen Freundes nicht ausgeführt, alle Späterlebenden haben, wie auch diese Skizze erweist, dem Porträt Dalbergs minder freundliche Züge und grellere Farben leihen müssen, sie können aber gern zugeben, daß dieser Wiedergabe wie Bildern, die nach Photographien und nicht nach dem Leben selbst gemalt sind, ein letztes Etwas fehle, das wohl verdient hätte bewahrt zu bleiben und nun für immer verloren scheint.

Dresden.

Adolf Stern.



Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

I. Naturformen des Menschenlebens.

(Schluß.)



iese Grundzüge des Lebens, haben wir gesagt, sind bei dem ältesten wie bei dem jüngsten Dichter dieselben, denn dieselbe Notwendigkeit hat sie hervorgebracht. Und dennoch — durchlaufen wir die Geschichte, so finden wir sie in langsamem Wechsel begriffen: gleich der Präzession der Nachtgleichen oder der säkularen Hebung und Senkung ganzer Kontinente zeigen sich einzelne Teile versunken, andre emporgestiegen. Zwar Naufikaa in der Odyssee ist in Wesen und Benehmen ein Abbild der Goethischen Mädchen und aller Mädchen, und uns entzückt diese ewig gegenwärtige Wahrheit: wie der weibliche Körper im Gegensatz zum männlichen sich nicht verändern kann, so wenig kann das Weib seine Bestimmung, der Erhaltung der Gattung zu dienen, sich zu schmücken und den Mann anzulocken, das Kind zu nähren, alle Tugenden der Pflege und Sitte zu üben, jemals ablegen. Dennoch sehen wir das Weib von der ältesten Kultur des Morgenlandes bis auf unsere Tage oder von Asien bis Amerika in anderer Stellung, auf verschiedner Höhe gleichsam: bei rohen Völkern ist es das Arbeitstier, im Orient diente es der sinnlichen Lust; wie anders war die dorische Jungfrau, die attische Hetäre, wie anders wieder die römische Matrone, dann im Mittelalter das Weib als Himmelkönigin oder als Burgfräulein und Gegenstand phantastischer Galanterie! Und auch die Attribute der Frau, die Technik ihrer Arbeiten — wie haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet!

So war es ein bedeutungsvoller Fortschritt — um aus vielen Beispielen nur dies eine hervorzuheben —, als in der Urzeit die Spindel erfunden worden war,

die Begleiterin des Weibes, die ihm half, den Faden zu drehen und aufzuwinden — ein anmutiges Werkzeug, eine leichte Arbeit, die die Gedanken frei ließ und den schönen Leib in der natürlichen Grazie seiner Bewegungen nicht hinderte. So gehört bei Homer die *ἡλακάκη* zu den *ἔργα γυναικός*, z. B. der Penelope; und auch die Königin Helena, die Gattin des Menelaos in Lakädämon, tritt ins Gemach, und eine der Mägde trägt ihr den silbernen Korb nach und die mit veilchenfarbener Wolle umwundene goldene Spindel; unter Theokrits Idyllien ist eines an die elfenbeinerne *ἡλακάκη* gerichtet: sie ist häuslichen Frauen lieb, die Kunstreiches damit schaffen und nicht gern müßig sind, und der Dichter will sie der Theogenis, der Gattin seines Freundes, schenken. Schön und charakteristisch ist auch die Szene, die Herodot (5, 12) schildert: das pänionische Mädchen, schlank und wohlgebildet, geht mit der Spindel in der Hand und dem Wassergefäß auf dem Haupte und ein Roß am Zügel führend zum Flusse hinab; sie füllt ihren Krug und trinkt das Roß und wandelt so zurück, immer neben den andern Geschäften ihre Spindel drehend, und König Darius schaut ihr verwundert nach und gebietet, sie vor sein Angesicht zu führen. So sieht man auch jetzt noch in den Ländern am Mittelmeer die Frauen aus dem Volke nicht leicht ohne die Spindel in der Hand; sie fehlt fast bei keiner Arbeit, sowohl im Hause als auf dem Felde und bei der Hut der Tiere, und das schalkhafte Mädchen, hoch auf der Mauer der Gartenterrasse sitzend, senkt ihre Spindel bis auf den Weg hinab, zu dem vorübergehenden Wanderer; er greift danach — schnell aber hat sie ihren Pfeil zurück in die Höhe gezogen, er faßt in die leere Luft, und sie lacht ihn spottend aus. Aber in dem größten Teile des gebildeten Europas ist die Spindel jetzt völlig unbekannt, die meisten Frauen haben sie kaum je mit Augen gesehen; sie ist durch die Mechanik des Spinnrades verdrängt, einer Maschine, die nicht mitgetragen werden kann, die den Menschen fesselt, ihn an sich und in die Stube bannet und das freie Spiel der Glieder hemmt. Doch hat auch das Spinnrad noch seine poetische Seite; sein Schnurren erlaubt noch das Nachdenken, den Gesang, die Unterhaltung; spinnend singt Gretchen ihr Lied von der Zerrüttung durch Liebe:

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer —

und zu der „Spinnerin“ tritt der junge Mann, und der Faden reißt und

Was sie in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt, wie konnt' es anders sein,
Endlich an die Sonnen.

Wie bei Vergil in dem krySTALLenen Gemach tief unten im Grunde der Wasser um die Clymene die andern Nymphen sitzen, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und sie ihnen erzählt von den süßen Liebeshändeln der Götter, z. B. wie Mars Grenzboten IV. 1883.

den Eheherrn Vulkan hintergangen, und alle gespannt horchen, indeß in ihren Händen die Spindeln sich drehen und die weiche Wolle sich abwindet (*Georgica* 4, 348):

carmine quo captae dum fuis mollia pensa
devolvunt —,

ganz so versammelt in der „Spinnstube,“ wie sie uns Justus Möser in einer seiner „Patriotischen Phantasien“ beschreibt, die Hausfrau die Mägde um sich, die Räder drehen sich, und ebenso munter gehen die Geschichten, die Scherze von Mund zu Mund. Auch dies ist jetzt vergangen: welches Mädchen sitzt noch am Spinnrocken? Eine noch abstraktere Mechanik, die Fabrik, durch Dampf getrieben, hat das Geschäft übernommen. So ist mit dem Weibe und seiner Spindel bei Homer kein Zusammenhang mehr. Auch die Guitarre mit der seidenen Schleife hängt dem Mädchen nicht mehr anmutig im Arm und begleitet sie in den Garten, in den Wald; sie sitzt am Klaviere, einem unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken.

Oft ändert sich nur der Name, und der reale Inhalt besteht fort. Aristoteles rechnete den Sklaven als wesentliches Glied mit zu menschlicher Niederlassung und Haushaltung; der Gegensatz von Freien und Sklaven erschien ihm so notwendig, wie der von Kultur und Barbarei oder von Hellenen und Asiaten (in den ersten Kapiteln seiner Politik). In unsern Häusern ist die Scheide zwischen Herrschaft und Dienerschaft immer unmerklicher geworden, und der Dienst stellt sich fast nur als eine durch Vertrag festgesetzte Hilfsleistung dar. Dennoch wirkt auch heute der Unterschied der Klasse noch ungeschwächt fort, und so kann das, was der griechische Denker aus dem natürlichen Bestande, den er vorfand, als Gebot ableitete, nicht ungiltig geworden sein: wenn der Amerikaner zwei Schwarze mietet, die Arbeit des Hauses zu verrichten, so achtet er sie nicht als Genossen, und jene haben das Gefühl, daß sie einer tieferstehenden Klasse angehören, sich nicht selbst bestimmen, sich nicht selbst helfen können, und erwarten den Willen und die Einsicht von dem geistig und sittlich höher organisierten Herrn. So will es die Ordnung der Natur, und auf diese, als den Grund und Boden aller Politik, richtete Aristoteles seinen Blick. Wenn Solon, der vielerfahrene, darum düstere Gesetzgeber und Menschenkenner, in einer uns bei Stobäus erhaltenen wunderbaren Elegie die primären Berufszweige aufzählt, in denen die menschliche Gesellschaft ihre Momente auseinanderlegt, so erkennen wir nach drittehalb Jahrtausenden leicht die Umrisse unsers heutigen vielgestaltigen Lebens, aber auch, wie manches seitdem anders geordnet, leise verschoben ist. Das Geschäft der Menschen, sagt er, ist verschieden, der eine greift nach diesem, der andre nach jenem: der eine wird Schiffer, durchstreift das Meer, des Gewinnes begierig, und achtet nicht der Stürme, die sein Leben bedrohen (43):

σπεύδει δ' ἄλλοθεν ἄλλος· ὁ μὲν κατὰ πόντον ἀλάται
ἐν νηυσὶν χεῖρων οἴκαδε κέρδος ἄγειν

*ἰχθυόεντ', ἀνέμοισι φορέυμενος ἀργαλείοισιν,
φειδωλήν ψυχῆς οὐδεμίαν θέμενος —*
(Jeder ist anders bemüht. Der irret umher in der Meerflut
Der auf Schiffen Gewinn heim zu entführen begehrt,
In fischnäherer See, von leidigen Winden getragen,
Wo sein Leben von ihm keinerlei Schonung erfährt —)

der andre verdingt sich als Ackermann auf ein Jahr und durchschneidet mit ge-
krümmtem Pfluge die baumreiche Erde:

*ἄλλος γῆν τέμνων πολυδένδρεον εἰς ἐνιαυτόν
λατρεύει τοῖσιν καμπύλ' ἄροτρα μέλει —*
(Anderer, Jahr um Jahr die bewaldete Erde zerschneidend,
Dienet um Lohn, er sorgt um den gebogenen Pflug —)

ein dritter nährt sich vom Werke seiner Hände, als Weber oder Schmied, im
Dienste der Athene oder des kunstreichen Hephästos:

*ἄλλος Ἀθηναίης τε καὶ Ηφαίστου πολυτέχνῳ
ἔργα δαεῖς χειροῖν συλλέγεται βίοντον —*
(Anderer, in Athenas zugleich und des Künstlers Hephaestus
Werken geübt, mit der Hand bringt er das Leben sich ein —)

einen vierten erwählt sich Apollo zu seinem Seher, und er schaut das kommende
Geschick; er schaut es, doch kein vorbedeutendes Zeichen, keine Opfergabe kann
es wenden:

*ἄλλον μάντιν ἔθνηκεν ἄναξ ἐκάεργος Ἀπόλλων,
ἔγνω δ' ἄνδρσι κακὸν τηλόθεν ἐρχόμενον,
ᾧ συνομαρτήσωσι θεοὶ · τὰ δὲ μόρσιμα πάντως
οὔτε τις οἰωνὸς ἴσεται οὔθ' ἱερά —*
(Anderen machte zum Seher der Fürst Ferntreffer Apollon
Und er erkennet von fern kommendes Uebel dem Mann,
Da ihm der Götter Geleit beiwohnt. Was freilich verhängt ist,
Wehrt ein Vogel uns nicht oder ein Opfer uns ab —)

noch andre werden Ärzte und mühen sich im Gefolge des kräuterreichen Páon;
doch auch sie verfehlen des Zweckes: oft wird aus kleinem Schmerz ein großes
Übel, nicht immer hilft das lindernde Mittel; oft wiederum geschieht es, daß
der schwer Leidende, mit zugreifender Hand angefaßt, plötzlich genesen dasteht;
denn die Moira teilt uns allen das Wohl und das Wehe zu, und den Schickungen
der Götter entzieht sich niemand:

*ἄλλοι Παιῶνος πολυφαρμάκον ἔργον ἔχοντες,
ἱητροὶ καὶ τοῖς οὐδὲν ἔπεισι τέλος·
πολλάκι δ' ἐξ ὀλίγης ὀδύνης μέγα γίνεται ἄλγος,
κοῦδ' ἂν τις λύσαστ' ἤπια φάρμακα δούς,
τὸν δὲ κακὰς νοῦσοισι κνκουμένον ἀργαλείαις τε
ἀπάμενος χειροῖν αἴψα τίθησ' ἕγιγ'·
Μοῖρα δέ τοι θνητοῖσι κακὸν φέρει ἠδὲ καὶ ἐσθλόν,
δῶρα δ' ἄφρακτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων.*

(Andere haben die Werke des heilkräftreichen Paeon,
 Aerzte; und selbige sind nicht des Erfolges gewiß.
 Oft aus minderen Schmerzen entsteht ein gewaltiges Leiden,
 Niemand löst mit der Kraft lindernder Mittel es auf;
 Doch den ganz von bösen und leidigen Nebeln Empörten,
 Durch Anlegen der Hand macht er ihn eilig gesund.
 Moira süßwahr bringt beides den Sterblichen, Böses und Gutes,
 Und vor der Götter Geschenk ist es umsonst zu entfliehen.)

So schildert Solon das Leben, und wenn wir unser eignes dagegen halten, so erkennen wir leicht die Identität der Grundlage: so treibt es noch jetzt der Schiffer, der Bauer, der Handwerker; der Arzt verzweifelt noch jetzt an seiner Kunst; der Geistliche ist kein Opferschauer mehr, aber er predigt doch auch Ergebung und deutet die Zeichen des Himmels; wir würden von dem Unfrigen vielleicht den Lehrer, den Richter, den Krieger hinzufügen, die aber damals noch nicht als besondere Art des Erwerbes oder der Nahrung hervorgetreten waren. So ist in Hesiods „Werken und Tagen“ zwar unser heutiges Landleben und unsre ländliche Wirtschaft in kindlicher Urgestalt vorgebildet, aber bei manchem Zuge stuzen wir doch und mögen ihm keine Geltung mehr zugestehen. Wenn der Dichter sagt, um das dreißigste Lebensjahr sei für den Mann die beste Zeit zum Heiraten, für das Mädchen im fünften Jahr nach der Mannbarkeit; wenn Platon an zwei Stellen dieselbe Zeit ansetzt (Vom Staate 5 und Von den Gesezen 6) und Aristoteles den Mann gar bis zum siebenunddreißigsten Jahre warten lassen will (Politik 7, 14), so mag in dem Jahrhundert, welchem beide Philosophen ihre Erfahrungen entnahmen, die Auflösung der Sitten solchen Verzug rätlich gemacht haben; aber zu der Zeit, aus der die Hesiodischen Gedichte stammen, waren frühere Eheverbindungen gewiß die Regel, und wir erkennen hier, daß mitten in der Herrschaft substantieller Einfachheit und Notwendigkeit doch schon die Spuren der Klugheit auftauchen, die sich mit der Natur in Widerstreit setzt. Indeß auch bei den Germanen galt lange bewahrte Enthaltfamkeit für das höchste Lob, ja als gebotene Sitte (Cäsar 6, 21): *qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem. Intra annum vicesimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus.* (Tacitus, Germania 20): *sera juvenum venus — nec virgines festinantur.* Die in sich gehaltene und gesammelte Art des Nordens, die dem Ausbruch der Sinnlichkeit mißtraut, vielleicht auch die kriegerische Stimmung der damaligen germanischen Stämme, mag unter ihnen dieser Einrichtung Bestand und Wert gegeben haben. Aber als Luther dem asketischen Mönchtum des Mittelalters und der Herrschaft eines ehelosen Priestertums über den unheiligen Laienstand entgegentrat, sah er sich gedrängt, im Punkte der Geschließung dem Gebote der Natur in vollem Maße, ja fast im Übermaße gerecht zu werden (Vom ehelichen Leben): „Ein Knab außs längest, wenn er zwanzig, ein Mägdlin, wenns funfzehen oder achtzehen

Jahr ist, so sind sie noch gesund und geschickt, und lasse Gott sorgen, wie sie mit ihren Kindern ernähret werden.“*)

Auch bei Goethe ist frühe Ehe die natürliche, unreflektirte Form. Hermanns Mutter war, wie sie selbst sagt, als vor zwanzig Jahren das große Feuer ausbrach, fast noch ein Kind, und auf den Trümmern geschah ihre Verlobung; Hermann selbst kann, da der Bund der Eltern erst vor zwanzig Jahren geschlossen war, nicht älter als neunzehn Jahre sein, und doch hat er sich in seiner Kammer einsam gefühlt und entbehrte des Weibes, und in einem Nachmittage hat er die Braut gewählt und heimgeführt, und die Hochzeit wird, da ihr nichts entgegensteht, bald gefeiert werden. Dasselbe ergiebt sich aus dem schönen Gedicht „Die glücklichen Gatten,“ einem ländlichen Familiengemälde. Es entstand einige Jahre nach „Hermann und Dorothea,“ mit dem es, obwohl in gereimten Strophen verfaßt, Stimmung und Sphäre teilt. Der Gatte, die soeben von einem Frühlingsregen erfrischte Gegend überschauend, spricht zu seinem Weibe: „Hier war es, wo wir uns fanden, wo wir den Ehebund eingingen, das erste Glück genossen; wir glaubten uns zu zwei, da waren wir bald drei und nachher sechs, und die Kinder wuchsen und sind uns jetzt fast alle über den Kopf; dort am Wäldchen wohnt unser Sohn mit seiner Liebsten, dort in der Mühle im Felsengrunde, die schöne Müllerin ist unsre Tochter; da kommt nach geschlossenem Frieden an der Spitze der Heeressäule unser zweiter Sohn gezogen, ihn schmückt das Ehrenzeichen, ihn erwartet die Braut, am Friedensfeste ist die Hochzeit, da giebst du auch den drei jüngsten Kindern Kränze zu tragen, da erneut sich die Zeit, wo wir ein junges Paar gewesen, und schon ahnt mirs, das nächste Jahr schenkt uns nicht bloß einen Enkel, sondern auch einen Sohn und beide werden an demselben Tage getauft.“ So spricht der wohlhabende Pächter oder was er sonst ist, zu seinem Weibe, sie schallhaft anblickend, in behaglicher Lebensfreude, mit Jugendmut, und erwartet noch weitem Kindersegen, und so wird er damals, wo er mit seiner Braut am Altare vor dem Pfarrer stand, gewiß nicht älter gewesen sein als Hermann, und sie nicht älter als Hermanns Mutter am Tage des großen Brandes. Diesem Bilde eines dauernden Glückes steht in den „Wahlverwandtschaften“ das tragische Unheil gegenüber, das auch im Schoße der Ehe schlummern und ausbrechen kann — eine Betrachtung, welche aber für uns hier außer dem Zusammenhang liegt. Nur daran mag erinnert werden, daß Eduard in dem Romane schon vorher mit einer ältern Frau vermählt war und ebenso Charlotte mit einem Manne, den sie bloß geachtet hatte; daß beide in reifern Jahren ihre Verbindung schlossen, mehr aus Eigensinn gegen die Welt und im Andenken vergangener Tage, als aus innerm Triebe; daß Charlotte schon eine fast erwachsene Tochter, eine schöne

*) Gleich am Anfang der genannten, aus dem Jahre 1522 stammenden Schrift stehen die naiven Worte: „Wiewohl mir grauet und nicht gern vom ehelichen Leben predige.“

Nichte besaß u. s. w. So scheint auch hier die frühe Ehe als organisch, die Ehe als Jugendglück, das sich im Laufe der Jahre läutert und beruhigt, aber den Reichtum seines Inhalts nicht verliert, eine wenigstens negative Bestätigung zu erhalten.

Das Menschenleben als gesetzmäßig und unveränderlich, als durch natürliche Kräfte bewirkt zu betrachten, mußte dem Dichter nahe liegen, der auch Naturforscher war und die Natur selbst und ihr unbewusstes Schaffen zu ergründen, ihrer durch geistige Teilnahme würdig zu werden sein Leben lang sich bestrebte. Auch in der Natur sah er mehr das Allgemeine, das Ganze, die Gattung und leitete mit genialer Anschauung die Art, die besondere Gestalt aus jenem umfassenden Lebensgrunde ab. „Hatte ich doch, sagt er selbst, erst unbewußt und aus innerm Trieb, auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen!“ Wie wir aber nach den Erdepochen, in den Schichten des Bodens, in Höhlen und Bergen die tierischen und pflanzlichen Musterformen in langsamen Übergängen und Zusammenhängen sich verwandeln sehen, so bildet sich auch die menschliche Gesellschaft geschichtlich zu immer neuer Verschiedenheit aus, ohne daß, hier wie dort, eine unverbrüchliche Schranke, die alles umschließt, je überschritten werden könnte. Und so bleibt sie für den, der das Erste und Allgemeine, die göttliche Idee schaut, immer ähnlich, gleichartig, ja dieselbe.

Es kann belehrend sein, mit den obigen Darstellungen Goethes die ähnlichen Schillers zu vergleichen, die ebenfalls dem letzten Dezennium des Jahrhunderts angehören, die „Elegie,“ das „Euseische Fest,“ das „Lied von der Glocke.“ Dort, bei Goethe, ein jedes in lebendiger Gegenwart, von der Phantasie eingegeben, poetisch vergeistigt, bedeutsam und auf eine unendliche Ferne weisend und doch an seinem Punkte bestimmt und beseelt — hier denkende Betrachtung des Gegensatzes von Natur und Kultur, Konstruktion der Folge und des Zusammenhanges menschlicher Bildungsstufen, weite Umrisse der allgemeinen Gruppen des Lebens, alles metaphorisch geschmückt, in rhetorischem Glanz, in reicher Fülle der Worte, hin und wieder durch einen treffenden konkreten Zug individualisirt. So zeigt uns der „Spaziergang“ (oder die „Elegie“ vom Jahre 1795), wie der Mensch als Naturwesen beginnt, wie er dann zum Bewußtsein erwacht und die Freiheit mißbraucht, wie Verrat und Lüge, Laster und Irrtum die Welt beherrschen, wie es endlich aus diesem Elend für den Edleren nur eine Zuflucht giebt, die Rückkehr zur Natur, die immer dieselbe liebevolle Mutter ist, eine Hingabe, die aber nun nicht mehr die blinde des Anfangs, sondern eine freie und bewußte ist. Daß das Gemälde des Naturfriedens, dann der sich selbst zerstörenden Bildung an einen Spaziergang des Dichters geknüpft ist, gab Gelegenheit zu Beschreibungen und Schilderungen, also zu sinnlicher Belebung der abstrakten Grundlage. Allein die vielen musivischen Stifte wollen in ihrem Nebeneinander doch nicht recht zur Einheit zusammenfließen; der Stil, mehr prächtig als sachlich, reich an Tropen, Antithesen und schmückenden Adjektiven,

erinnert an den der lateinischen Dichter, und das elegische Versmaß kam diesem Charakter begünstigend entgegen. Daß Wilhelm von Humboldt das Gedicht mit Begeisterung aufnahm und in ihm „ein unbegreiflich schön organisiertes Ganzes“ fand, lag an Humboldts nahe verwandter Anlage, die als Adel der Gesinnung und Idealität, aber auch als Eleganz und Kälte bezeichnet werden kann. Auch das „Eleusische Fest“ (oder das „Bürgerlied,“ 1798) behandelt einen Abschnitt der Kulturgeschichte, und zwar die Stiftung des Ackerbaues und die auf diesem Grunde sich ordnende bürgerliche Gesellschaft als Werk und Unterricht der olympischen Götter. Diese Götter lebten einst als wirkliche Wesen im Glauben der Menschen, und die natürlichen Vorgänge und sittlichen Mächte, die in ihnen verkörpert waren, kamen für sich und abgetrennt nicht zum Bewußtsein. Dem Dichter aber sind seine Gedanken das erste, und die göttlichen Personen, die er herabrufft und Hand anlegen läßt, nur ein poetisches Gewand, ein rednerischer Ausdruck, ein Hauch Wärme in der strengen Luft der Abstraktion. Dem griechischen Mythos wohnt eine unverstieglige Jugend inne, und so ist uns diese Art Umschreibung immerhin willkommener als jede andre. Die Verse fließen leicht und in natürlicher Schönheit dahin, die Sprache ist weniger als sonst von der Last der Metaphorik gedrückt, und will man einmal die seltsame Kategorie der konstruierenden Lyrik gelten lassen, so mag unter den Gedichten dieser Gattung das „Eleusische Fest“ leicht das beste sein. Populärer als die beiden genannten Gedichte ist das „Lied von der Glocke,“ das sogar von der zeichnenden Kunst nachgebildet und umrankt und von der Musik in Töne umgesetzt worden ist. Wie der Kanzelredner ein Bibelwort durch Vergleichung und sinnbildliche Deutung über seinen Kreis erweitert und es dadurch zu sittlicher Lehre und religiöser Erbauung fruchtbar macht, so verwendet der Dichter hier die Technik des Glockengusses und die einzelnen Verrichtungen und Abschnitte desselben, nach derselben symmetrischen Formel, im ernstesten Spiel der Allegorik, zu Bildern des Menschenlebens überhaupt und sinnenden Betrachtungen allgemeiner Art. Die Übergänge sind mehr oder minder glücklich, die Schilderungen nicht alle von gleichem Wert. In einigen, wie der des Jünglings und der Jungfrau und der erwachenden ersten Liebe oder der Anrufung der Ordnung und des Friedens kehrt das abstrakt Idealische und Rednerische wieder, das Schiller nie ganz ablegen konnte; in andern, wie denen, wo des Waltens der Mutter im Hause oder der Ruhe des Abends gedacht wird, erfreut uns eine schöne, maßvolle Annäherung an die Wirklichkeit; in noch andern, wie der der Feuerbrunst, scheint das Streben nach greifbarer Wiedergabe der Dinge fast über die Grenze des Poetischen, wo der gemeine Boden beginnt, hinauszugehen; in allen verrät der Überfluß in der Ausführung die Hand des beschreibenden Darstellers, dem es schwer wird, in Worten und Zeichen sich genug zu thun. Die Strophen aber, die dem Werke des Gusses selbst gewidmet sind, beweisen wieder, wie Schiller, wenn er durchaus keinen Raum fand, seinem

sentimentalen und rhetorischen Gange nachzugeben, auch den sprödesten Stoff zu bewältigen und energisch und plastisch in körnigem Ausdruck zu gestalten wußte. Darin gleicht das „Lied von der Glocke“ dem „Wallenstein,“ dem es auch der Zeit nach nahe liegt. Auch im „Wallenstein“ sind die realistischen Partien, wie die Tafelzonen im vierten Akt der „Piccolomini,“ die Unterredung Wallensteins mit Wrangel u. s. w., bewundernswerte Meisterwerke, während andre, wie die Gestalten der beiden Liebenden, als blutlose Schatten, aus schönem Nebelschaum gebildet, wirkungslos an uns vorübergehen.

Noch andre Werke anderer Verfasser ließen sich zur Vergleichung heranziehen, so vor allem Boß mit der einst vielberühmten „Luise“ und einigen der kleineren Idyllen. Boß malt die einfachen Lebensumstände eines beschränkten Kreises unverdorbenen Menschen mit demselben Geschick für das Kleine, wie manche Meister der niederländischen Schule, aber wie diesen fehlt auch seinen Bildern der poetische Hauch, die leichte Behandlung, die milde Betrachtung, die von selbst zur Ironie wird, also alle die Eigenschaften, durch welche Hebels Gedichte so liebenswürdig werden. Die „Luise“ wurde sowohl von Schiller als von Goethe bei weitem überschätzt: der erstere meint in einer Anmerkung zu dem Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung,“ sie könne nur mit griechischen Mustern verglichen werden; der andre entstellte sein rührendes Gedicht „Proömium zu Hermann und Dorothea“ durch zwei Zeilen zum Preise seines Vorgängers. Dürften wir mit Goethe verfahren, wie die kritischen Philologen mit dem überlieferten Wortlaut antiker Dichter, wir würden dies Distichon für spätere Zuthat eines Berliner oder Leipziger Interpolators erklären und als solche aus dem Text entfernen. Auch in den Xenien war eines, wir wissen nicht von welchem der beiden Verfasser, das der „Luise“ mit besondrer Wärme gedenkt:

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Altertums nach.

Damals schien dies Verspaar, neben so vielem Zuchtlosen und Trechen, als verdiente Huldigung; uns geht es jetzt umgekehrt: jene apollinischen Pfeile trafen das kriechende Gewürm, zu diesem Preisgesange zucken wir die Achseln. Schiller war zu seinem Urteil, wie wir glauben, durch Goethe verführt worden, und was Goethe selbst betrifft, so hatte in der Zeit, wo ihm das Bossische Gedicht bekannt wurde, sein Blick und Geist eine Richtung genommen, die gerade auf die „Luise“ hinführte: sie enthielt, was in ihm aufgegangen war und was er selbst bald in reinerer und tieferer Weise zur Darstellung bringen sollte. So schaute er mehr hinein, in produktiver Weise, als in dem Gedichte selbst vorlag. In diesem ist die Erfindung dürftig, die Personen sind aus Zügen zusammengesetzt, welche die Rücksicht auf ihren Stand, ihr Alter u. s. w. und das Nachdenken darüber geliefert hat, und aus Sprache und Vers drängt sich eine grobe

und doch anspruchsvolle Technik vor. Kühler und richtiger schrieb damals Knebel, nachdem er Schillers oben erwähnten Aufsatz gelesen, an Goethe (13. Januar 1796): „Bossens Luise ist nach meinem Urtheile auf einen viel zu hohen Gipfel gesetzt — — und was Dichtertalent betrifft, so möchte ich in der That einige von Zachariäs heroisch-komischen Gedichten lieber geschrieben haben.“ Später erwarben sich die Romantiker das Verdienst, den Dichter Voß auf sein natürliches Maß zurückzusetzen und z. B. zu verhindern, daß die „Luise“ dem Goethischen Epos gleichgestellt oder gar, wozu die Zeitgenossen alle Anstalt machten, ihm vorgezogen wurde. Wenn A. W. Schlegel im „Athenäum“ (Urtheile, Gedanken und Einfälle, 1798) äußerte: „Bei der Nachwelt wird es Luise empfehlen können, daß sie Dorothea zur Taufe gehalten hat,“ so sagte er eher zu wenig als zuviel. Indes ein glücklicher Fund und ein Verdienst war es immer, wenn Voß auf das Leben einer Landpredigerfamilie, wo Einfalt und Bildung noch beisammen sind, ein volles Licht fallen ließ. Wie reich an Menschlichkeit diese Quelle ist, hat niemand schöner dargelegt als Goethe selbst am Ende des zweiten Theils seiner Selbstbiographie, da wo er auf den Landprediger von Wakefield zu reden kommt und dieses Werk nach Gebühr erhebt und würdigt. Er hatte es schon in jungen Jahren in Straßburg durch Herder kennen gelernt, und als er bald darauf in das Haus des Pfarrers von Seffenheim eingeführt wurde, schien ihm alles, was er dort sah und hörte, wie die ins Leben getretene Familie Primrose, so sehr, daß er nach so viel Jahren bei Beschreibung jener Menschen und jener glücklichen Zeit fast unwillkürlich die Namen dem englischen Roman entlehnte. Auch Lavater war ein Prediger, und auch in dessen Hause ergriff ihn die Stille und Reinheit des Pfarrerslebens (an Knebel, 30. November 1779): „Hier bin ich bei Lavater, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Schmerz. Doch hab ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Notdurst hat. Das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus.“ Später wandte er sich zwar von dem Züricher Propheten gänzlich ab, aber in der Gestalt des Pfarrers von Grünau und in denen seiner Angehörigen schienen die alten Bilder und Eindrücke wieder aufzuleben, und so hielt er sie nicht für unwert, mit ihnen in eigenen Geisteswerken zu wetteifern und dies sogar öffentlich zu bekennen.

